

ähnlich wie die amerikanische Osteuropahistorikerin, dass Schulpolitik von zentraler Bedeutung war, um nationale Kultur an multiethnischen Orten zu stiften und Konflikte zu verbreitern. Die Errichtung von Universitäten und Technischen Hochschulen, die fast ausschließlich polnisch waren, verstärkten diesen Prozess. Zu der *mission civilisatrice* trug auch die Schaffung polnischer Kulturinstitutionen wie Theater, Bibliotheken, Museen und Gemäldegalerien, vor allem aber des Ossolineums, bei.

Im fünften Kapitel geht die Marburger Historikerin auf die städtische Geschichtspolitik und Selbstdarstellung ein. Diese eigneten sich besonders gut, um den Charakter einer Ersatzhauptstadt durch die Errichtung polnischer Nationaldenkmäler oder die Benennung von Straßen und Plätzen nach polnischen Königen und Künstlern zu demonstrieren. Die Geschichtspolitik polnischer Kommunalpolitiker war auch explizit gegen Ukrainer gerichtet, nach deren Persönlichkeiten nur wenig repräsentative Straßen am Stadtrand benannt wurden. Durch die Errichtung von Denkmälern für Könige wie Jan Sobieski, der Wien vor dem Osmanischen Reich verteidigt hatte, versuchten Lemberger Kommunalpolitiker auch eine Brücke zwischen der polnisch-nationalen und habsburgisch-imperialen Erinnerung zu schlagen. Juden wurden durch polnische Kommunalpolitiker in der Regel nur dann öffentlich erinnert, wenn sie, wie Berek Joselewicz, für die polnische Unabhängigkeit gegen die Imperien gekämpft hatten.

Zusammenfassend sollte betont werden, dass die Vf. eine instruktive Studie vorgelegt hat, die unbedingt ins Hebräische, Polnische und Ukrainische übersetzt werden sollte. Sie präsentiert nicht nur neue Erkenntnisse über die Geschichte der Stadt und Region, sondern zeigt auch, dass die Kommunalverwaltung eine vernachlässigte und wichtige Ebene der europäischen Geschichte ist.

Berlin

Grzegorz Rossoliński-Liebe

Pál Bödy: Science Policies in Hungary (1867–1910) and the First Generation of Distinguished Scientists. (Wissenschaftsgeschichte, Bd. 4.) LIT Verlag, Berlin u. a. 2017. 144 S. ISBN 978-3-643-90850-6. (€ 29,90.)

Dieser schmale Band von Pál Bödy behandelt die Wissenschaftspolitik Ungarns in der Periode vor dem Ersten Weltkrieg, vor allem nach dem Ausgleich von 1867. Ausgehend von der These, dass die Bildungsreformen in den Jahrzehnten nach dem Ausgleich die außerordentliche Produktivität ungarischer Naturwissenschaften hervorgebracht hätten, stellt B. die wichtigsten Errungenschaften dieser Zeit dar und diskutiert abschließend die Bezugnahmen auf das ungarische Bildungssystem in autobiografischen Schriften der „ersten Generation“ ungarischer Naturwissenschaftler. Der Vf. konzentriert sich dabei auf die Wissenschaftspolitik und schildert vor allem realisierte und nichtrealisierte Projekte der jeweiliger Minister für Kultus und Unterricht sowie höherer Beamter.

Das erste Kapitel bilden kurze, enzyklopädische Biografien von 38 männlichen Gelehrten, geboren zwischen 1862 (Philipp Lenard) und 1926 (John George Kemeny) die von B. als die erste Generation ungarischer professioneller Wissenschaftler definiert werden und zwischen 1920 und 1970 internationale Bekanntheit erreichten. Im zweiten Kapitel erfahren die Leser:innen von den Reformbemühungen József Eötvös' aus seiner ersten kurzen Amtszeit als Minister für Kultus und Unterricht 1848 sowie von deren Implementierung während Eötvös' zweiter Amtszeit als Kultusminister (1867–1871). Die vieldiskutierten Reformen werden auch bezüglich der an ihnen geäußerten Kritik (z. B. wegen Änderungen an der traditionellen Prüfungsordnung oder aber auch wegen des Wegfalls des Unterrichts in griechischer Sprache an Gymnasien und Realschulen, S. 44) beleuchtet, wodurch man Einblicke in die kulturelle Dynamik Ungarns erhält. Im dritten Kapitel untersucht B. das reformerische Wirken von Ágoston Trefort, Eötvös' Nachfolger als Kultusminister (1877–1888), mit dem das wissenschaftliche Leben Ungarns zahlreiche neue Impulse erhielt. Dazu zählten die Reformen der Mediziner Ausbildung oder die Errichtung der Universität in Kolozsvár, vor allem aber der Ausbau der Universität Budapest, die B. am ausführlichsten

bespricht (S. 61–64). In erster Linie hebt B. die Erhöhung der Anzahl der Lehrstühle, die Gründung einiger neuer Institute sowie insbesondere die Einführung von Seminaren als neue Unterrichtsform hervor. In einem kurzen Abschnitt werden die Reformen der Lehrerbildung besprochen, die von Eötvös begonnen, aber erst unter Trefort auf Basis der Ideen des Philosophen Mór Kármán vollendet wurden.

Die Konzepte des Physikers und Bildungsreformers Loránd Eötvös bilden die Basis des vierten Kapitels, das zur Hälfte der Darstellung von dessen Biografie gewidmet ist. Die Reformen der naturwissenschaftlichen Infrastruktur (z. B. die Gründung von Zeitschriften und Vereinen sowie die Einführung der Mathematik-Olympiaden für Schüler) und die Verbesserung der Lehrerbildung durch die Gründung des Joseph-Eötvös-Kollegiums werden hier ausführlich besprochen und bildeten, so B., die Basis für die globale Anerkennung ungarischer Naturwissenschaften bis in die heutige Zeit (S. 90). Bezüglich der Politik von Kultusminister Gyula Wlassics (1895–1903) hebt B. die Weiterentwicklung der Technischen Universität sowie die Zulassung von Frauen zum Studium an den Philosophischen und Medizinischen Fakultäten hervor. Danach beschreibt er die Diskussionen im ungarischen Wissenschaftsmilieu um die Errichtung weiterer Universitäten (vorgeschlagen bereits von József Eötvös 1848). Die Debatte entbrannte gleich nach der Gründung der Franz-Josephs-Universität in Kolozsvár (Cluj) 1872 und konzentrierte sich auf die Notwendigkeit der Wissenszirkulation durch Studierende und Professoren, die lokale Bedeutung der Hochschulen für die Städte, aber immer wieder auch auf die generelle Relevanz der Universitäten für die „Bildung und Kultur Ungarns“ (S. 106). Diese Diskussionen flammten etwa alle zehn Jahre wieder auf, bis 1912 Pozsony (Bratislava) und Debrecen als Standorte festgelegt wurden (beide Universitäten wurden 1914 eröffnet). Im vorletzten Kapitel werden die Ideen der beiden Eötvös sowie von Trefort und Lajos Markusovszky, eines Mediziners und langjährigen Beraters für Universitätsangelegenheiten im Kultusministerium, erläutert, wobei sich hier teils Wiederholungen des bereits Gesagten finden. B. unterstreicht dabei, dass für alle Genannten nicht die wissenschaftliche Infrastruktur im Vordergrund stand, sondern die Einzelperson und deren gute Vorbereitung, von der Schule bis hin zur Spezialisierung durch Auslandsaufenthalte. Im abschließenden Kapitel analysiert B. die Aussagen der im ersten Kapitel genannten Persönlichkeiten zu deren Ausbildung, die vor allem aus deren späteren Karriere stammen. Die zitierten Aussagen heben die Bedeutung der Sekundärschule für die Wahl der Karriere hervor – ein Thema, das B. als roter Faden dient.

Das Narrativ, das die Bedeutung der voruniversitären Ausbildung für die Karrieren professioneller Wissenschaftler in Ungarn betont, ist einer der Vorzüge des Buches, denn üblicherweise konzentrieren sich die Überblicke zur Wissenschaftsgeschichte und -politik auf die Universitäten und Akademien der Wissenschaften. Angesichts dessen, dass dieses Thema in Sprachen, die zugänglicher sind als Ungarisch, nur selten behandelt werden, bietet das Buch auch viele neue Informationen, vor allem zur Wissenschaftspolitik. Dennoch kann es nicht als besonders gelungen bezeichnet werden. Vieles bleibt unklar und wird nur angedeutet, der politische und soziale Kontext fehlt fast vollständig, was die Wissenschaftspolitik letztlich auf Aussagen der Protagonisten limitiert; die Namen vieler Persönlichkeiten finden sich in einer Schreibweise, die in der Forschungsliteratur nicht üblich ist, was zum Teil sogar die korrekte Identifizierung erschwert. Auch die Auswahlkriterien der Generation der Naturwissenschaftler sind nicht ersichtlich – so wurde z. B. der Chemiker Richard Zsigmondy (1865–1925) in Wien geboren und ausgebildet und war in Erlangen, Graz, Jena und Göttingen wissenschaftlich tätig (S. 32), was seine Verbindung zur ungarischen Wissenschaftslandschaft als ziemlich unklar erscheinen lässt. Es ist außerordentlich schade, dass hier nicht mehr Zeit in editorische Arbeit investiert wurde, denn das hätte das Lesen des Buches erheblich erleichtert und dessen Ertrag vermehrt.